

Peter Moraw

1920 und 1990 – Zwei Jahre Gießener Universitätsgeschichte *

Das Institut für Sportwissenschaft der Universität Gießen lädt heute ein zu einer Feierstunde aus Anlaß der 70. Wiederkehr des Gründungstages des Instituts für Körperkultur. Zu dieser Gelegenheit hat man den Historiker gebeten, etwas Historisches darzulegen. Er hat sich entschlossen für die Gegenüberstellung der beiden Universitätsjahre 1920 und 1990, nicht der entsprechenden Jahre der deutschen oder der Weltgeschichte, obwohl sich deutsche und Weltgeschichte, wie wir bald sehen werden, ganz und gar nicht ablösen lassen von der Universitätsgeschichte. Mit dieser Auswahl ist nicht gemeint, daß beide Jahre Wende- oder gar Epochenjahre gewesen seien. Vielmehr genügt es uns, daß es die beiden Stationen der heutigen Stunde sind, die vielleicht das eine oder andere Nachdenkenswertes bieten mögen.

Der Abstand von 70 Jahren mag nicht sehr groß sein, an und für sich genommen und im Hinblick auf die Universität. Es gibt Institute (oder wie man früher sagte: Seminare), die wesentlich älter sind. Das älteste in Gießen stammt von 1812, das (Klassisch-)Philologische Seminar, das damals die Lehrerbildung auf sich konzentrieren sollte. Es gibt bekanntlich auch viele Universitäten, die älter sind als die Gießener, die noch nicht einmal vierhundert Jahre aufweist. Den ersten Anfang von Universitäten in Europa überhaupt kann man gut achthundert Jahre zurück-

datieren. Aber es ist vieles richtig an der Behauptung, daß historische Zeiten verschieden rasch ablaufen, und kaum jemand wird bezweifeln, daß die Zeit seit 1920 besonders rasch abgelaufen ist, das heißt, besonders viele Veränderungen mit sich gebracht hat – sicherlich mehr Veränderungen, als jemals zuvor in einem gleichlangen Zeitraum Gießener Universitätsgeschichte eingetreten sind.

So mag auch für diesen kurzen Zeitraum das schöne Bild vom tiefen Brunnen der Vergangenheit einen Sinn haben, über dessen Rand man sich beugt, um hinab-, das heißt zurückzusehen. Einen Sinn für uns hat dieses Bild vor allem insofern, als man auch beim Blick zurück auf nur 70 Jahre Steine hinabfallen lassen muß in diesen Brunnen, um das Spiegeln der Wasseroberfläche darin zu durchbrechen. Denn sonst sieht man nur sich selbst – im Spiegel, wenn man in den Brunnen hinablickt. Erinnern allein ist also zu wenig, man braucht die Hilfe des Fachmanns. Aber auch der Fachmann, der ebenso ein moderner Mensch ist wie die Zuhörer aus anderen Disziplinen, hat es schwer genug.

Was nun das Jahr 1990 betrifft, das noch gar nicht zu Ende ist, wird sich der Historiker, der diesmal Zeitgenosse ist, nicht weniger warnen lassen müssen. Studenten, die lernen sollen, wie man mit Geschichte umgeht, lernen dies in der Regel an Tatbeständen weit zurückliegender Vergangenheit. Mit Zeitgeschichte (Geschichte der eigenen Zeit, Gegenwartsgeschichte) befassen sich professionell nur wenige, weil sie im vollen Sinn des Wortes

* Vortrag am 29. Oktober 1990 anläßlich der 70. Wiederkehr des Gründungstages des Instituts für Körperkultur an der Ludwigs-Universität Gießen.

zeitgebunden erscheint und wohl auch ist.

So werden wir uns in diesem Vortrag am besten nur um ein Minimum bemühen, um einige Aussagen über die Welt unserer Universität von damals und von heute.

Im Jahr 1920 war die Ludwigs-Universität, wie sie nach dem Gründer-Landgrafen von Hessen-Darmstadt hieß, eine von 23 Universitäten des Deutschen Reiches, eine der aller kleinsten, wie das Trägerland, der Volksstaat Hessen (gemeint ist immer noch Hessen-Darmstadt), eines der kleinsten Länder des Reiches war. Ein Land von 1,35 Millionen Einwohnern mußte, um die Hochschulen von Gießen und Darmstadt zu erhalten, doppelt so viel Geld pro Kopf ausgeben wie Preußen und trug schwer daran. Katastrophal geschwächt war Hessen durch die Besetzung der steuerkräftigsten seiner drei Provinzen, der Provinz Rheinhessen auf dem linken Stromufer, durch die Franzosen. Die Provinz Oberhessen mit der Hauptstadt Gießen, weiterhin ohne Landverbindung mit den beiden anderen Provinzen, war die größte, aber ärmste Provinz, einst das Armenhaus des Deutschen Bundes des 19. Jahrhunderts. 33975 Einwohner zählte die Provinzhaupt- und Universitätsstadt, im Vergleich zu den heutigen mehr als 70000. Die Studentenzahl war winzig im Vergleich zu heute, mit 2143 Personen im Sommersemester oder 2108 Personen im Wintersemester gerade gut ein Zehntel der heutigen von 20000, und damit Ausdruck gänzlich anderer sozialer Verhältnisse.

Diese sozialen Verhältnisse im Vergleich zu den heutigen zu skizzieren, ist wohl das Wichtigste, was wir zum Verständnis der Vergangenheit von 1920 und der Gegenwart von 1990 benötigen, und wir wollen alle anderen Aspekte in diesen Zusammenhang hineinfecten. Ungeachtet aller Katastrophen und Einschnitte, an denen die deutsche Geschichte des 20. Jahrhun-

derts bekanntlich reich ist, wie sonst wohl nur das 17. und 14. Jahrhundert, beobachtet man eine zusammenhängende und in gewisser Hinsicht sogar konsequente Sozialgeschichte der Deutschen, der beste Beleg für den guten Sinn einer Nationalgeschichte ganz unabhängig von den staatlichen Veränderungen. Das heißt für uns, daß die Sozialverhältnisse von 1920 selbstverständlich und konsequent im 19. Jahrhundert wurzelten und von daher zu erklären sind. Sehr langsam hat Hessen-Darmstadt und besonders Oberhessen die Modernisierungsprozesse dieses Jahrhunderts übernommen, immer schon war es eher abseits der großen Entwicklungsachsen und -zentren gelegen. Das letzte Drittel des Jahrhunderts erst und vor allem die Zeit nach der Reichsgründung von 1871, später als an anderen Universitäten, kann man an der Ludoviciana ein Zeitalter der Entfaltung nennen.

Es entfaltete sich nun die moderne Universität. Liebig im Vormärz war mehr ein Vorläufer als ein Wegbereiter gewesen. Es entfaltete sich auch die Universität des gebildeten Bürgertums. Die Akademiker, wie sie jetzt hießen, traten als eigener Stand mit Stolz hervor. Sie waren dem Staat, das heißt der Monarchie und dem Verwaltungsstaat, verbunden. Denn beide wurden von ihresgleichen gesteuert und auch auf vergleichbare Weise: in der noch unaufgelösten Verknüpfung von Besitz, Bildung und Leistung. Leistung ganz für sich allein genommen wäre noch eine schwierige Angelegenheit gewesen. Bildung war viel mehr als Wissen, es war eine Haltung, die formte und solidarisierte und gewaltige Erfolge aufwies, die aber auch absonderte und gelegentlich menschlich weniger Erfreuliches hervorbringen mochte. Die Universität war selbstverständlicher Teil der gebildeten Welt; und trotzdem: wenn man über ihre Professoren in der Zeitung schrieb, parallelisierte

man sie am liebsten mit dem Offizierskorps in der Gießener Garnison. Gegenüber beiden war die Hauptsorge (nur wenige Kilometer von der Grenze zum übermächtigen Nachbarn Preußen entfernt) die Überfremdung durch eben diese Preußen aus dem Norden, da man sich selbst doch eher Südwestdeutschland zugehörig fühlte. Lieber war man eine deutsche Universität als eine preußische. Aber gegenüber dem grundlegenden hessischen Element wuchs die deutsche Komponente eigentlich erst durch den Krieg von 1870/71, durch die Verehrung Bismarcks und dann vor allem durch den Weltkrieg heran. Sie war 1920 noch nicht einmal zwei Generationen alt und wurde immer wieder hintangehalten – nicht nur von den Orden des Großherzogs, die leichter zu haben waren als die Orden des Kaisers, sondern durch den vom Landtag beschlossenen Haushalt, der über alles an der Universität entschied.

Wir wissen heute, daß manche sozialen Wandlungen, die man früher der Weimarer Republik zugeschrieben hat, schon im Kaiserreich auf den Weg gebracht worden sind. Dies erkennt man auch beim so bedeutsamen Wandel der Universität von einer Hochschule des gebildeten, staatsnahen Bürgertums zur Hochschule auch und bald vor allem des kleineren und kleinen Bürgertums. Dadurch ist auch das Jahr 1920 bezeichnet, und zwar präziser noch durch den extremen Schub des Kriegsendes, das de facto zwei Studentengenerationen zusammenführte, diejenige, die gerade das Gymnasium beendet hatte, und die Generation der Kriegsteilnehmer. Dies waren die 2143 oder 2108 Studierenden, von denen ich sprach. 1914 hatte es nur 1432 gegeben und 1926, in einem relativ guten Jahr, wieder nur 1357. Schon 2100 Studierende waren explosiv wegen der dadurch fast halbierten Zukunftshoffnungen – bei nämlich kaum verändertem An-

gebot –, und noch explosiver war die Schockwirkung der Niederlage. Wie das Neue der Republik vielfach schon in der Monarchie begonnen hatte, so waren Bomben, die 1933 explodierten, längst gelegt und mußten nur noch gezündet werden.

Mit dem Untergang des alten Europa, 1914, hatte in der Tat ein Zeitalter katastrophaler Krisen begonnen, von denen eine viel mit der anderen zu tun hatte. Der Gießener Rektor hatte zu 1919 gesagt: Es sei „ein Jahr, wie es die Geschichte der Welt vorher nie gekannt“. Er hatte damit nicht ganz unrecht. Und nicht anders war 1920 in jeder Hinsicht ein Jahr der Krise, jedenfalls nach dem subjektiven Erleben der Zeitgenossen. Es gibt abgesehen von der Endzeit und unmittelbaren Folgezeit des Zweiten Weltkriegs wohl keinen Vergleichspunkt. Mit Ausnahme der Formalstrukturen der Universität schien nach einhelligem Urteil der Beteiligten fast alles zusammengebrochen, woran man bisher geglaubt hatte, und das Bewußtsein von diesem Zusammenbrechen dauerte noch an.

Die Gründung des Gießener Instituts für Körperkultur selbst war zweifellos ein Ausdruck jener Krise, und zwar in verschiedener Hinsicht, wiewohl zugleich – wie fast immer – auch längerfristige Entwicklungen Anteil daran hatten. Selten soll und nur dosiert wird man aus festlichem Anlaß etwas Ernüchterndes sagen. Aber zur Pflicht zur historischen Wahrheit gehört die Andeutung, daß das Auftreten ziemlich neuartiger Disziplinen an Universitäten von diesen fast immer als etwas Abzulehnendes aufgefaßt worden ist (das hat mit Gießen speziell diesmal nichts zu tun). Der Erfolg solcher Disziplinen, und sei er wie im Fall der Körperkultur noch so ungewiß gewesen, war Ausdruck der Schwäche der Universität oder der Stärke des Drucks der Umwelt oder

von beidem. Zwei gute Gründe sprachen auf seiten der Universität dafür, sich so zu verhalten: erstens die Tatsache, daß die Universität in den Augen der Mitwelt und in den eigenen durch ihre Tradition legitimiert war oder auch ist und daher die Gefährdung von Tradition abzuwehren sei; legitim waren an der Universität von 1920 eigentlich nur die vier Fakultäten der Theologen, Juristen, Mediziner und Philosophen und die darin von alters her zusammengefaßten Fächer. Universität war und ist eben, was als Universität anerkannt ist. Neue Fächer haben daher zu meist eine oder eher zwei Generationen gebraucht, bis sie einigermaßen anerkannt waren, jedenfalls in der Vergangenheit. Der zweite Grund zur Skepsis an der Universität war das bei weitem nicht neue Bestreben, die neu benötigten Mittel durch Umverteilung, also auf Kosten der anderen Fächer, zu beschaffen. Man kann zur Einübung von Bescheidenheit hinzufügen, daß ein besonders frühes Datum der Einrichtung irgendeines neuen Fachs, was dann viel später oder heute als besonders rühmenswert gegolten hat und gilt, auch damit zu tun hat, daß sich die eine Universität weniger gut zu wehren vermochte als die andere. In Gießen sind verhältnismäßig viele Fächer die ersten in Deutschland gewesen, beginnend bei der ersten Ökonomischen Fakultät im späten 18. Jahrhundert, endend beim Wiederaufbau nach 1957.

Konkreter Anlaß für das Geschehen von 1920 im organisatorischen Sinn war das Interesse der Reichswehr an körperlicher Ertüchtigung, wie man das früher nannte. Dieses Interesse war ganz praktischer Natur und ist wie vieles andere in diesen Monaten und Jahren als direkte Folge der deutschen Niederlage aufzufassen. Es gab zahlreiche Bestrebungen, die Bestimmungen des Versailler Vertrags so unwirksam wie möglich zu gestalten, in denen man die

Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln gesehen hat. Der Erste Weltkrieg hatte als erster totaler Krieg in Europa auch tiefer auf die Universität eingewirkt als jede militärische Auseinandersetzung zuvor, ausgenommen wohl der Dreißigjährige Krieg. Es begann bei den extrem hohen Verlusten an Menschen, die schwerwiegender waren als im Zweiten Weltkrieg, und endete nicht mit der Wiedereinführung der 1866 beendeten Universitätsgottesdienste. Ein akademischer Hilfsbund unterstützte nun erstmals bedürftige Studierende; unter dem Eindruck der Bundesgenossenschaft mit der Türkei suchte man nun die orientalischen Sprachen auszuweiten. Die Bergbauwissenschaft sollte zugunsten der einheimischen Rohstoffe ausgebaut werden. Am wichtigsten war, daß nach und nach der Ausbau der Wirtschaftswissenschaften gelungen ist, auch unter dem Druck der neuen Konkurrenz in Frankfurt am Main. In den gleichen Zusammenhang gehört die Gründung der heute noch so segensreichen Gießener Hochschulgesellschaft. Studentinnen erhielten erstmals die Erlaubnis, das Staatsexamen für das höhere Lehramt abzulegen. Diese und andere Aktivitäten sind Parallelen zu dem, dessen heute gedacht wird.

Über dieses Institut für Körperkultur von 1920 selbst sage ich nur wenige Worte. Den Status eines vollgültigen Seminars hat es nicht erreicht, das unter der Leitung eines Ordinarius hätte stehen müssen. Bald machte es verschiedene Krisen durch, die hier nicht näher interessieren. Man muß dabei bedenken, daß Körperbewegungen, sei es Fechten, Reiten, Tanzen oder später Turnen, spätestens seit dem 17. Jahrhundert an Universitäten etwas durchaus Übliches waren, aber mit der Produktion von Wissenschaft nichts zu tun hatten. Das eine und das andere waren grundverschiedene Dinge, die man zu-

sammenzudenken nicht imstande war. Auch Universitätssportfeste oder ein Universitätssportgelände hatte jedenfalls bis 1920 nichts mit Wissenschaft zu tun. Erst durch spätere Schritte, die hier nicht zu erörtern sind, ist der Weg zur Anerkennung als Universitätsfach zurückgelegt worden.

Die nicht unbekannt entwickelte Entwicklung des Instituts nach rechts schon in den zwanziger Jahren war übrigens nicht typisch für die Universität als ganze, sondern eher für Zurückgesetzte an der Universität. Die vorhin erwähnten Wirtschaftswissenschaften rückten mit viel mehr Widerhall zu gleicher Zeit nach links. Eher kann man Einrichtung und Fortdauer des Sportinstituts neben anderen Indizien als äußeres Zeichen der sich damals vollziehenden Auflösung der Geborgenheit der Universität im Bildungsbürgertum bewerten. Dieses Bildungsbürgertum sollte wenige Jahre später in der Inflation zu Tode gebracht werden. Erst seitdem war die deutsche Universität sozial gesehen gleichsam ortlos, was als durchaus bemerkenswerter Einschnitt in ihrer Geschichte gelten kann, und muß ihren Platz aus eigener Kraft zu bestimmen suchen.

Die großen Einschnitte, die das Jahr 1920 vom Jahr 1990 trennen, wird der Universitätshistoriker etwas anders setzen als der Allgemeinhistoriker. So schwer in der gesamtdeutschen Geschichte von Politik und Moral die Jahre 1933 und 1945 wiegen mögen, an der Universität treten sie hinter anderen Zäsuren zurück.

Auch die sozialgeschichtlichen Wandlungen an diesen beiden Wendepunkten, so haben die Historiker festgestellt, waren von geringerem Gewicht, als die damals Miterlebenden glaubten. Wichtiger war hier zum Beispiel der Zustrom der Vertriebenen nach 1945. Auch die Reduktion der Universität in Gießen auf eine veterinärmedizinisch-landwirtschaftliche Hoch-

schule mit dem Namen Justus Liebig und auf einen Verband von Kliniken nach dem Zweiten Weltkrieg blieb infolge der raschen Wiedererholung der jungen Bundesrepublik ein Zwischenspiel. Ein Zwischenspiel gerade auch insofern, als die wiederhergestellte Universität von 1957 nebeneinander zwei traditionelle, wenn auch widersprüchlich erscheinende Wesenszüge aufwies: Sie stand wie schon die alte Ludoviciana ihrer politischen Gesinnung nach etwas weiter links als der Durchschnitt der Universitäten und hat trotzdem im institutionellen Bereich mit größerer Entschiedenheit als andere das Herkömmliche aufgegriffen und behauptet, eben auch zur Kompensation der Unterbrechung. Dies wurde wichtig für die beiden tiefen Einschnitte, die nun tatsächlich folgten und auch das Bild der Universität des Jahres 1990 prägen.

Den ersten Einschnitt brachte das Verlassen der extrem engen landesstaatlichen Vergangenheit mit sich, der Bindung an ein Gemeinwesen, das seit seiner Entstehung im Jahr 1567 eigentlich stets ein Sorgenkind gewesen war. Die Universität wurde dessen entledigt zunächst zugunsten eines größeren und wohlhabenderen Hessens und dann seit 1960 auch zugunsten der ersten, vom damals vermuteten Bedarf her entwickelten gesamtstaatlichen Planung. Es waren die fundamental gewordenen Empfehlungen des Wissenschaftsrates von 1960. Damals wurde die Zukunft neu entworfen. Man muß sich vor Augen führen, daß die Universität bei ihrer Wiederherstellung von 1957 ungefähr so groß war wie 1914, daß sich von nun an ihre Studentenzahl innerhalb von dreißig Jahren verzehnfachte und ihre Professorenzahl verzehnfachte. Für ihre Verhältnisse wurde sie zur Massenuniversität. Eines der beiden uralten Existenzprobleme, die Kleinstaatsfessel, war damit erledigt. Gegenüber dem zwei-

ten, bis heute bestehenden Existenzproblem, der eingezwängten Lage in einer wenig urbanisierten und wenig wohlhabenden Region, mochten die beiden alten Hauptvorteile in die Schranken treten, die günstige Verkehrslage und die ererbte Vielseitigkeit der Fächer. Bei einem schematisierten Vergleich der Qualitäten der Einzugsgebiete liegt die Justus-Liebig-Universität, die sonst gewöhnlich unter den mehr als 50 altbundesdeutschen Universitäten einen Mittelplatz belegt, nur an sechstletzter Stelle (E.Giese). Sie ist demnach erfolgreicher, als ihre Rahmenbedingungen eigentlich erwarten lassen. So entstand auch in Gießen die Universität der großen Zahlen mit den daraus erwachsenen unwiderstehlichen Zwängen.

Der zweite Haupteinschnitt war der überall in Alt-Bundesdeutschland eingetretene, in Hessen besonders pointierte Übergang von der klassischen Universität, die eine Universität der Professoren mit Honoratiorenverwaltung war, zur bürokratisierten Gruppenuniversität. Die Gründung eines Instituts wie desjenigen von 1920 wäre heute eine Sache viel größeren Papieraufwands mit viel mehr Beteiligten, obwohl den Kern auch hier die Pressure group und das Geld ausgemacht hätten. Ich verzichte darauf, die Zickzackbewegung nachzuzeichnen, die zur Universitätsverfassung von heute geführt hat, die wir kennen. Der wichtigste Einschnitt nach der Gesetzgebung von 1970, die die Gruppenuniversität geschaffen hatte, war das Urteil des Verfassungsgerichts von 1973, das heute schon als historisch gelten kann und allen Reformen oder „Reformen“ unübersteigbare Grenzen setzte.

Die Zukunft der Gruppenuniversität ist schwer vorherzusagen, außer daß sie wahrscheinlich in ziemlich regelmäßigen Abständen, zyklisch, von Krisen betroffen sein wird. Die letzte Krise vom Wintersemester 1988/89 war noch verhältnis-

mäßig klein. Diese Krisen wurzeln vor allem in zwei Ursachen: erstens in dem leicht mißverstehbaren Gedanken von der demokratisierten Universität, der indessen der Souverän fehlt, das Volk. So kann es nur um eine ausschnitthaft schmale Mitbestimmung in demokratischen Formen gehen. Sie ist ebenso schwer plausibel zu machen wie der zweite Tatbestand, daß diese Mitbestimmung nach Prinzipien des Ständestaates abgestuft ist, der (wie der Historiker weiß) im wesentlichen schon im 18. Jahrhundert gescheitert war. Die Konstruktionsfehler der Universitätsverfassung, nicht Gießener, sondern hessischer Herkunft, sind den Kennern bekannt, zum Beispiel die viel zu kleinen Fachbereiche oder die problematischen Paritäten der Berufungskommissionen. Daß die Universität von 1990 trotzdem funktioniert, ist dem Engagement vieler zu verdanken, die sich für sie einsetzen und weiter einsetzen dürften. Hier gab und gibt es übrigens durchaus Unterschiede zwischen den Universitäten im Geltungsbereich des gleichen Gesetzes, die wenigstens in der Vergangenheit die Justus-Liebig-Universität nicht selten eher im günstigen Licht erscheinen ließen.

Wichtiger aber scheint mir noch ein Thema, zu dem ich (wieder zum Stichjahr 1990) am Ende dieses Vortrags etwas sagen möchte, weil es nicht so ganz deutlich an Verlautbarungen und am Handeln von Protagonisten ablesbar ist. Ich meine den Wandel im sozialen Milieu der Studierenden.

Wir waren hierfür stehengeblieben bei der Charakterisierung der Universität von 1920 als kleinbürgerlich, bei einem Wandel, der etwa auch im unteren Offizierskorps des sterbenden Kaiserreichs zum Ausdruck kam. Dieser Wandel setzte sich ungeachtet aller künftigen Katastrophen und Krisen ziemlich folgerichtig, wenn auch relativ langsam fort und mündete

erst um 1960, beschleunigt offenbar etwa seit 1975, in eine neue soziale Formation ein, die auch diejenige von 1990 ist. Es ist die Universität für alle, wie man erstmals seit 800 Jahren europäischer Universitätsgeschichte sagen kann. Ihre Hauptwesenszüge sind der rapide, zeitweise explosionsartig steigende Anteil der Studienberechtigten am Geburtsjahrgang: 1952 erst 6,3%, 1974/75 20%, heute fast das Vierfache von 1952. Im Jahr 1979/80 waren 43% der Studierenden weiblichen Geschlechts, inzwischen dürfte der Anteil beider Geschlechter nahezu gleich sein. Von den Vätern der Studierenden hatten 1979/80 Abitur nur noch 28,4%, dagegen bloße Volksschulbildung 43,6%. Die Universität Gießen war einst als Beamtenuniversität ins Leben getreten und hatte diese Eigenschaft sich jahrhundertlang forterben lassen bis zum Anfang unseres Jahrhunderts, 1979/80 aber waren nur noch 22,6% der Väter Beamte.

Eine im ganzen alternde Gesamtgesellschaft steht dem Phänomen dieser unerhörten Verschiebung in der Hochschulbesucherschaft zu bisher bildungsfernen Schichten gegenüber. So haben sich die sozial-kulturellen Bedingungen des Studiums, wohl ebenfalls seit etwa 15 Jahren, beträchtlich geändert. Merkmale des Wandels sind unter anderem das zunehmende Alter der Studierenden, der spätere Studienbeginn, die weite Verbreitung fester Partnerbindungen, das Nebeneinander bezahlter Arbeit, oft von zukunftsarmen „Jobs“, und des Studierens, neue Wohn- und Lebensformen sowie die Schwierigkeiten des akademischen Arbeitsmarktes für viele Berufe. Die einen erwerben weitaus mehr soziale Erfahrungen als ältere Studentengenerationen, anderen – den Unsicheren – erscheinen pri-

vate Kleinmilieus vertrauter als das ungewisse Großmilieu der Universität. Dieses wird freilich immer noch geschätzt gegenüber dem Schritt in die vielfach undurchsichtig erscheinende Zukunft des Arbeitslebens. Die sich aus alledem zwingend ergebende Verlängerung des Studiums kann nicht einfach bekämpft, sondern sollte zunächst als Phänomen des sozialen Wandels begriffen werden. Eine Konsequenz für die Universität ist vor allem diese, daß ihre Regeln und Standards nicht mehr so eindeutig prägend wirken, wie es früher war, und daß sie stärker in die sozialen Probleme der Umwelt einbezogen wird als zuvor.

Mag dies in mancher Hinsicht als negativ gelten, so steht dem auch im Jahr 1990 der Tatbestand gegenüber, daß die Allgemeinheit sehr große Summen ohne die Pflicht zur nachgewiesenen Gegenleistung der Studierenden aufbringt, als großzügiger, im internationalen Vergleich nahezu einmaliger Vertrauensvorschuß, der der individuellen Verantwortung auferlegt ist.

Wie man darüber auch denken mag: Auf jeden Fall heller ist das Bild der Universität von 1990 im Vergleich zu jener von 1920, auch wenn sich unsere Gegenwart natürlich nicht ohne Probleme darbietet. Es ist indessen typisch für die Lebensform „Universität“ seit mehr als 800 Jahren, daß Problem und Problemlösungsversuch, Herausforderung und Antwort sich immer neu und anders stellen. Die kontinuierliche Fortexistenz des Phänomens „Universität“ zeigt, daß es offenbar stets einige brauchbare Lösungen und Antworten gab. Man wird dies auch für die Zeitspanne bis zum nächsten Jubiläum der Sportwissenschaftler erhoffen.